

Zur Theater-Subvention

Autor(en): **Baur, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750983>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Etats à concentrer leurs forces autour d'un gouvernement central, prouvèrent à la Suisse que son organisation politique et militaire était surannée.

(La fin au prochain numéro.)

BERNE

VIRGILE ROSSEL



ZUR THEATER-SUBVENTION

Am 3. März 1901 verweigerte das Volk der Stadt Zürich dem Theater einen einmaligen ausserordentlichen Beitrag von 50,000 Franken an seine Betriebskosten, und zwar mit bedeutendem Mehr (11,865 gegen 7945 Stimmen). Nur eine Sammlung freiwilliger Beiträge konnte damals den Weiterbestand des ersten Zürcher Kunstinstituts sichern; trotz des wirtschaftlichen Tiefstands wurden 140,000 Franken zusammengelegt und für die drei folgenden Jahre je 50,000 Franken gezeichnet. So allein rettete sich Zürich sein Theater und seine Ehre als Kunststätte.

Nun soll am 20. Dezember das Volk den Vertrag zwischen dem Stadtrat und der Theater-Gesellschaft genehmigen, der einen jährlichen städtischen Beitrag von 50,000 Franken in Aussicht stellt. Wieder handelt es sich um Sein oder Nichtsein. Und ein zweites Mal kann kaum mehr auf so reiche freiwillige Spenden gezählt werden. Da regt sich in allen, die unser Theater lieb haben, die bange Frage: wird das Volk Ja sagen? Wird es sich vornehm zeigen, wie bei den Hochschul-Abstimmungen des letzten Frühjahrs? Oder werden die Kunst-Unverständigen die Oberhand gewinnen, die da sagen: das Theater ist für die Herren, sie mögen es bezahlen?

* * *

Rein wirtschaftliche Überlegungen könnten vielleicht schon den Ausschlag geben. Denn, das Orchester nicht gerechnet, erhalten mehr als 160 Personen durch das Theater ihr Brot, und was sie verdienen, verbrauchen und versteuern sie in der Stadt. Viele Gäste besuchen täglich von auswärts her das Theater; nicht zum Schaden von Wirten, Ladenbesitzern und andern Leuten. Und mancher würde sich schwer entschliessen, in Zürich zu wohnen,

mancher leichten Herzens von dannen ziehen, wenn die Stadt nicht ein anständiges Theater hätte. Man bedenke: Leute, die Sinn und Geld für Kunst haben, sind nicht die schlechtesten Neubürger, die Zürich erwerben kann.

* *

Ausschlaggebend wird die Frage sein: Besitzt die Stadt Zürich heute eine Majorität, die der Kunst im allgemeinen etwelchen Wert beimisst?

Und da muss gesagt werden, dass unser Volk gerne für die Wissenschaft Opfer bringt. Das verdanken wir seiner Erziehung durch das Beispiel des Staats. Aber demselben Staat müssen wir es anrechnen, wenn das Volk Ausgaben für Kunst nicht so leicht bewilligt. Wohl eine recht stattliche Zahl von Bürgern ist von der Belanglosigkeit der Kunst überzeugt. Und dabei schliesst sie das Theater mit ein.

Denn unser Staat weiss nichts von Kunst. Schreiben wir die Professuren für Kunstgeschichte und die Subventionen der Musikschulen Zürich und Winterthur aufs Konto der Schule, so gibt der Kanton Zürich nichts, effektiv keinen roten Rappen, für Kunst aus. Man wäre versucht, das Wort Skandal zu gebrauchen, wenn nicht ein Regierungsrat versichert hätte, im Kanton Zürich gebe es keine Skandale. Der Kanton Bern hat vor kurzem ein Bild für 80,000 Franken gekauft. Und der Kanton Zürich — — —?

Und doch veranstalten die Bundesbahnen regelmässig Theaterzüge; jedenfalls, weil sie ihr Geschäft damit machen. Also ist der Theaterbesuch aus dem Kanton wohl ein recht starker, und eine kantonale Theatersubvention hätte ja darum schon ihre Berechtigung. Und ist ein gutes Theater nicht eine wertvolle Ergänzung der kantonalen Lehranstalten? Bei der Sammlung freiwilliger Beiträge von 1901 haben selbst die Seminaristen von Küsnacht ihr mageres Beutelchen geöffnet. Sie haben wohl erkannt, besser als die kantonale Regierung, welch' wichtiges Bildungselement das Theater für sie bedeutet. Will der Staat wirklich mitschuldig sein, wenn das Theater seinen Betrieb einstellen oder verschlechtern muss? Will er der Jugend ihren Schiller rauben?

* *

Wenn ich es als Pflicht des Staates erachte, das Theater zu unterstützen, so mindert das die gleiche Pflicht der Gemeinde nicht im geringsten. Sie hat ja selbstverständlich den ersten Genuss und Gewinn. Gute Theater sind alle subventioniert; im allgemeinen bedeutend besser als nach dem vorliegenden Vertrag in Zürich¹⁾; selbst in den eigentlichen Grosstädten. Denn ein gutes Schauspielhaus folgt nicht dem Geschmack der Menge; es sucht ihn zu sich empor zu ziehen. Muss es auf Kasse spielen, so wählt es derbgeile Pariserpossen und gruselige Kriminalstücke. War das je beim Zürcher Stadttheater der Fall, so war das weder die Schuld des Verwaltungsrates noch der Leitung; das war einzig und allein die Folge der geringen städtischen und der mangelnden kantonalen Unterstützung.

* *

Trotz seiner finanziell ungünstigen Lage hat die Zürcher Bühne in den letzten Jahren erfolgreich nach künstlerischer Qualität gerungen. Niemand bezweifelt, dass sie namentlich Wagneropern mit seltener musikalischer Tüchtigkeit darstellt. Die bedeutendsten Fortschritte hat sie aber im Schauspiel gemacht; besonders, seit sie das Pfauentheater gepachtet hat, das Vorstellungen im intimen Raume gestattet und das Werk des Dichters Augen und Herzen näher bringt. Mir hat manche dieser Vorstellungen, ich möchte sagen absoluten Kunstgenuss bereitet, wie er mir sonst nur im Théâtre français zuteil geworden ist.

Von solch reinen Interpretationen dramatischer Kunstwerke, wie sie unsere Zürcher Bühne als eine der ersten ohne den traditionellen Theater-Schnickschnack gebracht hat, nenne ich von den Alten: „Was ihr wollt“, von den Modernen die Stücke Oskar Wildes, in allererster Linie „Eine florentinische Tragödie“, die kein Theater deutscher Zunge in dieser Vollendung gebracht hat, einige Dramen Schnitzlers, von Wedekind besonders den „Erdgeist“, die „Elektra“ von Hofmannsthal.

Aber ganz besonders sei es dem Theater unvergessen, mit wieviel Liebe, mit welcher Aufbietung aller Kräfte es, dem Geschmacke des Spiessers zum Trotz, Ibsen gespielt hat.

* *

¹⁾ Freiburg i. B., das 48,000 Einwohner hat, zahlt 200,000 Mark.

„Nicht um ein sorgenfreies Auskommen kämpfe ich hier, sondern um das Lebenswerk, das, wie ich unerschütterlich glaube und weiss, Gott mir auferlegt hat, das Lebenswerk, das mir als das wichtigste und notwendigste erscheint für Norwegen: das Volk zu wecken und es zu lehren, gross zu denken“ So schrieb Ibsen im Jahre 1866 an seinen König. Und damit hat er das höchste Ziel dramatischer Dichtung ausgesprochen.

Nicht nur um Schönheit zu sehen, immer höhere und tiefere Schönheit zu erkennen, nicht nur um die feinsten Regungen der Psyche richtig zu fassen und zu deuten, nicht nur um aus der lebendarstellenden und lebensschaffenden Kunst zu lernen, wo uns das Buch des Lebens selbst nicht offen steht: wir haben das Theater, damit es uns lehre, gross zu denken. Und zwar nicht nur die Norweger. Wer lehrte uns das sonst in einer Zeit harter Notwendigkeit, die uns mit kleinen Sorgen überschwemmt, wenn nicht die Kunst? Und welche Kunst lehrt uns das in höherem Grade, als die dramatische? — Hier hat Schiller noch grösseres Recht, genannt zu werden, als Ibsen.

Gross Denken führt zu gross Handeln. Und dass uns von Zeit zu Zeit einer not tut, der versteht, gross zu handeln, einer, der uns vor Versumpfung retten kann, vor Versinken in kleinem Parteigeist und kleinen Interessen, das müssen auch jene Propheten einsehen, die im Innersten ihres Herzens von der Belanglosigkeit der Kunst überzeugt sind.

* * *

Die Leser von „Wissen und Leben“ von der Notwendigkeit einer ausreichenden Theatersubvention zu überzeugen, hiesse offene Türen einrennen. Aber es ist Pflicht der Zeitschrift, jeden darauf aufmerksam zu machen, dass er für die gute Sache seinen ganzen Einfluss anbiete. Vielleicht kann es gehen, wie es auch schon gegangen ist: die Presse ist einstimmig dafür, und in Versammlungen kein Mensch dagegen. Aber am Abstimmungstag zeigt sich plötzlich die grosse Masse derer, die Kunst für Luxus ansehen und die Künstler für Komödianten. Und die alle sich doch dessen so sehr schämen, dass sie es keinem Menschen zu sagen wagen.

ZÜRICH

□ □ □

DR ALBERT BAUR